

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 20.

Donnerstag, den 23. Oktober.

1924.

Das Schwert von Thule.

(19. Fortsetzung.)

Roman von Beontine v. Winterfeld-Platen.

(Nachdruck verboten.)

Sie sah ihn groß und fest an.

„Und dennoch muß ich reisen. Was auch kommen mag. Zur Not gehe ich nicht nach Kostock, sondern nach Demmin. Das ist nimmer weit von hier.“

Er sah verwundert in ihr Gesicht.

„Nach Demmin? Wohnt dort auch jemand von Eurer Sippe? Das habt Ihr mir noch nie erzählt.“

Sie mied seinen Blick und sah auf das weite, blaue Wasser.

„Dort wohnt mit seiner alten Mutter Herr Fridolin Luhart, so ich anverlobt bin.“

In seinem harten, braunen Gesicht hatte keine Muskel gezuckt. Nur einen Schritt trat er zurück von ihr.

„Ich dachte es mir. Denn Ihr spracht schon im Fieber davon. Aber anders als jetzt. Warum ist der Luhart nimmer gekommen die ganze Zeit und hat Nachfrage gehalten nach Euch?“

Sie zuckte die Achseln.

„Er wird nimmer gewußt haben, wo ich bin, Herr Otto.“

Der lachte laut und hart.

„Dabei weiß jedes Kind in Mecklenburg und Pommern, daß Herzog Bogislav überfall bei Kummerow gewesen. Aber hier hat niemand gefragt nach Euch.“

Heilwig nickte.

„Er sah mich vielleicht mit meiner Wunde blutend liegen und dachte, ich wäre nimmer am Leben.“

Jetzt knirschte Herr Otto mit den Zähnen, daß es Klang, als sei ein wildes Tier im Jorn.

„Und hätte er Euch gesehen in Eurem Blute, so hätte es ihm noch viel weniger Ruhe lassen dürfen bei Tag und Nacht. Hätte er das gesehen, von Ort zu Ort wäre er gezogen und hätte geforscht nach Eurem Verbleib. Nein, nein, Heilwig — der Mann kann nicht mehr leben, sonst hätte er längst Euren Aufenthalt erkundet.“

Da legte sie die Hände ineinander wie ein bitternd Kind und sah ihn an.

„O, Herr Otto, so helft Ihr mir, die Wahrheit zu erfahren. Verschafft mir sicheres Geleit nach Demmin, damit ich wisse, was mit ihm sei.“

Er sah die Angst und Not in ihren Augen und daß alles Not gewichen war aus ihren Wangen.

Da packte es ihn wild und jäh, daß er hart nach ihren Händen griff und sie festhielt.

Dicht an ihrem Ohr war seine heiße, zitternde Stimme.

„Liebt Ihr ihn denn so sehr, Heilwig, daß Ihr also in großer Sorge seid um ihn?“

In Todesangst hatte sie sich losgerissen und war zurückgewichen in den tiefen Schnee.

„D fragt mich nicht, Herr Otto, fragt mich nicht! Nur das eine weiß ich, daß ich ihm mein Wort gab um einer anderen willen. Das muß ich nun halten bis in den Tod.“

In schweren, kurzen Stößen ging sein Atem.

„Ich lasse Euch nicht fort von hier, Heilwig. Nicht nach Demmin und nach Kostock. Dieweil ein Leiden in

Euch ist, wenn Ihr nur daran denkt. Oder meint Ihr, ich sei blind? Meint Ihr, ich hätte Euer wehes Flehen nimmer gehört, als Ihr damals im Fieber lagt? Sie haben Euch umspinnen mit List und Hinterlist — die habgierigen Krämerseelen in der Stadt. Aber bei Gott! Es hat Otto Malkan ein gutes, scharfes Schwert, das wird all das Gespinnst durchschneiden, so Eure Seele verdunkeln will!“

Er hatte drohend gesprochen und mit der Linken an den Schwertknäuf gefaßt, der im Gürtel stak. Da flammte auch ihr Stolz auf, und sie raffte sich zusammen.

„Es hat mich niemand umspinnen mit List und Habgier, Herr Otto. Freiwillig gab ich mein Wort. Und wie ich es gab, so muß ich es lösen. Und wollt Ihr mir kein Geleit geben gen Demmin, so suche ich allein den Weg. Denn ich muß Gewißheit haben über Fridolin Luharts Schicksal!“

Da lachte er. Aber seine Augen brannten in Jorn und Not.

„Versucht es, Heilwig — wie weit Ihr kommt. Die Straßen und Wege liegen tief voll Schnee, und wo kein Kriegsvolk in den Wäldern lungert, da tun es Wolf und Bär. Ihr werdet nimmer weit kommen. Auch gebe ich heute noch Befehl aus bei Knecht und Gesinde, daß, wer Euch findet auf Malkanschem Land, Euch fängt und zurückbringt zu mir.“

Sie sah ihn lange und traurig an.

„Das dürft Ihr nicht, Herr Otto. Dieweil Ihr einstmals selbst sagtet, daß ich frei und nimmer Eure Gefangene sei.“

Da sprang es wie jähe Glut über sein Gesicht, als schämte er sich. Und dann sagte er rauh — fast beholfen: „Man muß Euch wohl zu Willen sein, Heilwig. Und Ihr sollt Gewißheit haben über den — den Luhart. Ich reite morgen selbst nach Demmin und bringe Euch Bescheid.“

An ihr vorüber ging er dann, steif und aufrecht und mit hartem, verschlossenem Gesicht — dem Hochwald zu.

Ganz still raffte Heilwig ihre Tannenzweige zusammen. Ganz still und langsam stieg sie gesenkten Hauptes zur Burg zurück.

Es war die Wintersonne derweilen hinter graue Schneewolken versunken.

Es war am Nachmittag desselben Tages. Heilwig war still und ernst der Bogtin zur Hand gegangen, denn es gab noch viel zu schaffen vor dem Fest. Jetzt kam die Alte aufgeregte in die Kammer gehumpelt, wo Heilwig am Spinnrad saß.

„Nun schicken sie Botschaft aus Wolde her, daß sie noch Fische haben wollen sogleich. Und sind doch die Fischkästen auf dieser Seite fast leer. Nur am Nordufer des Sees hat der Bogt die grohen vom letzten Fang alle verstaubt. Wenn er doch heimkäme vom Gesaid mit Herrn Otto zusammen. Dieweil der Fischknecht krank liegt und nimmer hinausfahren kann.“

Heilwig schob ihr Spinnrad beiseite und stand auf. „Wo ist der Schlüssel, Bogtin? Ich will hinüber-

fahren ans andere Ufer und Euch von den Fischen holen.“

Die Alte schüttelte langsam den Kopf.

„Das wird nimmer gehen, Frau. Denn die Fahrt ist lang und die Ruder sind schwer. Auch seid Ihr noch nicht kräftig genug von der Krankheit her.“

Heilwig rechte ihre Glieder.

„Ich fühle mich stark und gesund, Bogtin. Und habe gerade viel Sehnsucht nach hartem Schaffen in freier Luft. Bin das Rudern gewohnt von Kind an, so daß es mir nimmer schwer fällt.“

Da ließ sich die Bogtin bereden und sagte ihr Bescheid.

„Aber Ihr müßt Euch eilen, dieweil es früh dunkelt jetzt. Doch stell ich Euch dann eine Leuchte an das obere Burgfenster, damit Ihr die Heimfahrt nicht verfehlt.“

Es dauerte nicht lange, da stieß Heilwig vom Ufer und fuhr in den weiten, grauen See hinaus.

O, wie tat ihr die kühle Winterluft gut und der milde Wind, der über die Wellen strich.

Der See war kaum bewegt, und sie hatte ein leichtes Rudern. Die Luft war milde, und zwischen den Schneewolken kämpfte eine blasser Winter Sonne. Nur einige Wildenten schwammen vorüber, und im trodenen Röhricht rauschte das welke Laub. In stillem Grau standen die Wälder zu beiden Seiten, und ein Kranz von Schnee säumte rings die flachen Ufer.

Heilwig saß in der Mitte des Bootes und ließ die beiden Ruder in stillem Ebenmaß ins Wasser sinken — hinab — herauf — hinab — herauf!

Die starke, gleichmäßige Bewegung tat ihr wohl und ließ sie auf Minuten des Kampfes vergessen, der in ihrer Seele rang.

Ja, es ging von der schweigenden Natur ringsum eine Ruhe und Stille auf sie über, daß sie sich willenlos hineinversenkte wie ein Kind in einen süßen Traum. Immer weiter schwanden die Ufer vor ihren Blicken. Um sie nur grauer Himmel und graues Wasser.

Eher, als sie selber gelaubt, war sie am Nordufer bei den großen Fichtstaken angelangt. Sie kettete ihr Boot daran fest und fing in einer mitgebrachten Holzhütte die zappelnden Tiere. Dann trat sie die Heimfahrt an. Aber jetzt merkte sie, daß sie müde war, und daß die eben verheilte Schulter zu Schmerzen begann.

„Ich will ein wenig ruhen“, dachte sie, „dann geht es nachher um so schneller.“

Sie zog die Ruder ein und ließ den Kahn treiben von den murmelnden, kleinen Wellen. Vorüber gebeugt sah sie da, den blonden Kopf in beide Hände gestützt, und sah traumverloren über das Wasser. Es kam jetzt in der Ruhe eine schwere, bleierne Müdigkeit über sie, die sie zuvor beim harten Schaffen nicht gespürt.

„Es ist die ungewohnte Bewegung nach dem langen Nichtstun“, dachte sie und wollte nach dem Stand der Sonne sehen. Da merkte sie, daß die Wolkenwand höher und dichter geworden und die blasser Sonne verschluckt hatte. Wie ein Schleier lag es über den Ufern, und schwere, große Schneeflocken begannen langsam, langsam niederzurißeln.

Da raffte sie sich zusammen und schüttelte die Schwäche von sich. Nach beiden Rudern griff sie, denn es war nun Zeit, heimzukehren. Aber es wollte nicht mehr so gehen, wie zuerst. Ihre Kräfte waren erschöpft, sie hatte sich zuviel zugemutet nach der langen, schweren Krankheit.

Matter und langsamer wurden die Ruderschläge. Immer häufiger mußte sie sich ausruhen und Atem schöpfen. Und die alte Wunde brannte und stach bei jedem Herumholen der schweren Holzstangen. Immer dichter fielen die Schneeflocken. Nun konnte sie keines der Ufer mehr sehen. Aber sie wußte ja die Richtung der Burg. Und nun mußte auch bald das Licht der Bogtin zu sehen sein im Dämmer. Aber so sehr sie auch spähte, sie sah nichts als Schnee und Wasser — und immer wieder Schnee und Wasser. Da ließ sie erschöpft die Arme sinken und lehnte sich ein wenig zurück. Sie konnte nicht mehr. Dichter wurde das Schneetreiben.

und jetzt konnte sie nicht einmal mehr ihres eigenen Bootes Spitze sehen. Da gab sie das Rudern auf, denn es war zwecklos. Sie fuhr wahrscheinlich nur immer im Kreise herum.

Die Ruder zog sie ein und faltete müde die Hände im Schoß.

Fortsetzung folgt.

Der König von Harmonia.

Eine Zukunftslage von Alexander Botler.

Einmal im Jahre trat im Königreich Harmonia das Parlament zusammen, nur um die Maschine aufzulassen, denn das Land war so gut organisiert, daß zwölf Monate lang alles ganz von selber ging.

Andere Völker beneideten Harmonia, denn dort herrschte keine Arbeitslosigkeit, es lebte im Frieden mit der Welt und die Einkommensteuer war gleich Null.

Das Gedeihen des Landes datierte von der Krönung des guten Königs Ronald, der Harmonia mit so magischer Hand beherrschte, daß seine Untertanen ihn von göttlicher Kraft inspiriert glaubten. Er war der weiseste Mann, der jemals gelebt hatte. Salomo konnte es mit König Ronald nicht aufnehmen. Er wußte mehr als alle seine Gelehrten, Erfinder, Ingenieure und Politiker zusammengenommen. Ideen gingen in einem Strom von ihm aus, der zu Gold wurde und sich über das ganze Königreich ausbreitete.

Und doch war er ein bescheiden und einfach lebender Mann. Er verabscheute Pomp und Zeremoniell, legte oft am Abend die Tracht eines seiner Untertanen an und erging sich in seinem schönen Bart.

Sein Lieblingsitz war eine Rosenlaube, wo er mit gekentem Kopf die Probleme löste, die seine Minister ihm unterbreiteten.

Es war zu der Zeit, als die Erde nicht nur mit dem Mars in Verbindung stand, sondern wo Bewohner der beiden Planeten sich gegenseitig Besuche abgestattet hatten.

Die Marsianer waren uns körperlich gleich, auch ihre Sorgen und Leiden waren die gleichen. Eine sozialistische Regierung war der konservativen und liberalen gefolgt, aber es war nichts dadurch gebehrt worden. Die Sozialisten zerstörten die Nationen und wollten den Planeten als Weltstaat regieren, aber ihre Schwierigkeiten wurden nur immer größer.

„Wir brauchen einen Mann“, sagten sie.

Der Präsident des Mars hatte, als er sich auf seinen Posten vorbereitete, die Erde besucht und zwei ergebnisreiche Jahre in Harmonia zugebracht.

„Der Mann, den wir brauchen“, sagte er, „ist der König von Harmonia. Bringt ihn her und ich will ihm meinen Posten überlassen.“

Er vergaß hinzuzufügen, daß er froh sein würde, ihn los zu sein.

Zwei furchtlose Männer wurden für die Aufnahme ausgesendet. Sie flogen in einem Helikopter nach Harmonia und landeten in einem Walde in der Nähe des Schlosses, dann versteckten sie sich im Park. Eines Abends in der Dämmerung kamen sie aus ihrem Versteck; es wurde Alarm gebläsen, aber die Hilfe kam zu spät. Man hörte einen Schrei und der Helikopter hob sich aus dem Walde so rasch wie eine Sternschnuppe.

Am nächsten Tage war die Laube leer.

Als der Helikopter auf dem Mars ankam, wurde eine Sitzung des Ministeriums einberufen, um dem König von Harmonia zu erklären, warum man ihn gefangen genommen hatte. Man wollte ihm sichere Rückkehr in sein Königreich in Aussicht stellen, wenn er für fünf Jahre den Mars beherrschen wolle.

In einem angrenzenden Zimmer lagen die Häcker mit ihrem Gefangenen.

Führen Sie ihn herein“, sagte der Premierminister, und sie führten ihren alten Gefangenen herein.

Der Premierminister hielt eine atzende Rede in der Sprache Harmonias, die er bei keinem Anienthalt in dem glücklichen kleinen Königreich gelernt hatte.

Helfen Sie uns“, schloß er, „und wenn Ihre Weisheit den Mars halb so gut regieren kann wie Ihr eigenes Königreich, so verprechen wir Ihnen sichere Rückkehr und eine Pension von einer Million Goldmark jährlich.“

Der alte Mann blinnte sie alle traurig an.

„Das ist unmöglich“, sagte er.

„Trifft es nicht zu“, fragte der Premierminister, „daß Harmonia früher einmal ebenso unglücklich war wie der Mars?“

„Ja“, sagte der alte Mann und strich sich den Bart, „hier ist eben eine neue Regierung nötig.“

„Die Ihre“, sagte der Premierminister.

„Meine Aufgabe liegt anderswo“, erwiderte der Gefangene.

„Ist es Ihnen klar“, sagte der Premierminister, „daß Ihr eigenes Land leidet, wenn wir Sie gefangen halten?“

„Meine Anwesenheit hier wird in Harmonia wenig Unterschied machen“, erwiderte der Alte.

„Wie meinen Sie das?“, fragte der Premierminister, „von einem schwarzen Argwohn gequält.“

„Ich meine“, sagte der Gefangene, „daß Sie den Falischen aetaki haben. Ich bin der Oberarztner des Königs.“

Florizel.

Von Hermann Wagner.

Als ich das Kaffeehaus betrat, sah ich Florizel in einer Ecke sitzen. Man bemerkt ihn kaum. Erstens schon deshalb nicht, weil er so klein und weil zweitens die Zeitung, hinter der er sich versteckte, so riesig groß war. Es waren die „Times“. Das setzte mich in Erstaunen. Was suchte Florizel in einem englischen Blatt, — er, von dem ich mit Bestimmtheit wußte, daß er kein Wort Englisch verstand? Ich trat auf ihn zu und legte ihm die Hand auf die Schulter. Er suchte erschrocken zusammen. Was hieß das? War sein Gewissen nicht ganz rein?

„Ah, du“, sagte er mit verbängter Stimme. „Na, seh' dich!“

Ich setzte mich und sah ihn prüfend an. Er sah so so. Hatte er Sorgen? Aber was sollten das für Sorgen sein, da es doch schließlich nichts gab, das Florizel sich nicht leisten konnte?

„Mensch“, sagte ich zu ihm. „was suchst du in England?“

„Wieso?“ gab er zurück.

Ich zeigte auf die „Times“. „Nun, du liest ja eine englische Zeitung!“

„Ach so. Wußte ich gar nicht. Ich lese nicht. Verstehe überhaupt kein Wort Englisch. Das weißt du doch.“

„Gewiß. Du scheinst also das Blatt als eine Art von Vorhang zu benutzen, hinter dem du etwas verbirgst?“

„Ja? Gar keine Spur!“ Doch!

„Was sollte ich verbergen?“

„Vielleicht dich selber.“

Er knurrte: „Lass mich in Ruhe!“

Ich sagte: „Florizel, bei dir stimmt etwas nicht. Es wird gut sein, wenn du dich durch ein Geständnis erleichterst. Du hast eine Dummheit gemacht.“

„Nicht, daß ich wüßte“, murmelte er in einem Tone, der deutlich bewies, daß er doch eine Dummheit gemacht hatte.

„Mein Gott, dazu, Dummheiten zu machen, war Florizel ja da. Er machte prinzipiell nur Dummheiten, und zwar alle Monate mindestens immer eine. Bald war seine Dummheit braun, bald schwarz, bald blond, nicht selten rundlich und mittelgroß, des öfteren aber auch schlant und lang, was dann, an seiner eigenen kleinen Figur gemessen, immer eine große Dummheit war. Ich schätze, daß er diesmal eine sehr große Dummheit gemacht haben mußte.“

„Wie groß ist sie denn?“ fragte ich aufs Geratewohl.

„Wer?“ fragte er.

„Die, die du jetzt liebst.“

„Einen Meter sechszig“, antwortete er in trockenem dumpfem Tone.

„Wie?“ rief ich aus. „Zu einer so langen Dummheit hast du dich doch noch niemals veritigen!“

Er nickte. „Ich weiß. Es ist direkt unverzeihlich. Und die Sache bricht mir auch diesmal den Hals. Das ist sicher.“

„So hoffnungslos ist sie?“

„Ja“, sagte er.

„Wie lange kennst du sie denn schon?“

„Sechs Jahre.“ „So lange?“

„Nun ja, was man eben so kennen heißt. Ich sehe sie alle Tage, ich grüße sie, sie dankt mir, zuweilen heißen wir miteinander, und es kommt auch vor, daß wir uns manchmal bei Bekannten oder im Theater treffen.“

„Ist sie hübsch?“

„Sie ist das reizendste Geschöpf, das du dir nur denken kannst. Und klug. Und ein Herz hat sie. — ach, es läßt sich gar nicht beschreiben, was für ein Herz sie hat!“

„Aus Gold natürlich?“

„Gold ist kein Wort!“

„Also einigen wir uns auf Platin. . . Ist sie noch jung?“

„Echt sechsundzwanzig.“

„Und sechs Jahre kennst du sie schon? Wie kommt es da, daß du dich erst jetzt in sie verliebt hast?“

„Florizel leufste. Wie das eben so geht. Man ist blind zuweilen, direkt blind, und man sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht. Man wird zu sehr abgelenkt von denen, weißt du, die einem nicht nahe stehen. Nach denen greift man, nach denen sehnt man sich. Man schweift in die Ferne, obwohl es doch schon im Liede heißt, daß das Gute so nahe liegt, ganz nahe. Zum Greifen nahe, verstehst du? Aber eben deshalb greift man ja nicht danach!“

„Und warum greift du da jetzt plötzlich nach ihr?“

„Sehr einfach“, antwortete Florizel und stierte mit leerem Ausdruck vor sich hin. „Deshalb nämlich, weil zugleich auch ein anderer nach ihr greift. Und zwar mit Erlola. Verstehst du?“

„Woher willst du das wissen?“

„Weil er es mir selber gelagt hat.“

„Er?“

„Ja, er. . . Ach du, es ist zum Heulen! Ein prächtiger Mensch. Ein Mensch, der sie durch und durch versteht! Der sie zu würdigen weiß! Und der mir erst die Augen geöffnet hat! Aber sie nämlich, die ich bis dahin in einem ganz falschen Lichte gesehen hatte. Mensch, du ahnst ja gar nicht, was ich an ihr verliere!“

„Ist es so hoffnungslos?“ „Leider.“

„Hast du dich ihr schon erklärt?“

„Nein“, sagte Florizel. „Sie hat keine Ahnung, daß ich sie liebe. Keine, keine blaße Ahnung.“

„Warum sagst du es ihr nicht?“

„Weil es gar keinen Zweck hat. Sie würde es mir nicht glauben. Auslachen würde sie mich. Vielleicht würde sie mich gar für verrückt erklären.“

„Ich verstehe nicht. . . Ist sie vielleicht verheiratet?“

„Natürlich.“ „Mit wem?“

„Mit mir“, antwortete Florizel und legte stöhnend den Kopf auf den Kaffeebaustisch.

„Ah“, rief ich aus. „das ist es? Du hast dich in deine eigene Frau verliebt?“

„Ja“, antwortete Florizel, „und das gerade in dem Moment, wo sie im Begriffe ist, sich von mir scheiden zu lassen.“

Ich bestellte einen Kognak und trank ihn aus. Dann sah ich Florizel an. Er tat mir leid.

„Siehst du“, so sagte ich zu ihm. „so ist das Leben.“ Da mocht der Mensch Dummheiten über Dummheiten in seinem Leben, die er nachher bereuen muß, und wenn er sich endlich einmal zu einer Geistesheilung aufschwingt, dann stößt er auf einen anderen, der sie für sich beansprucht. . . Na, prost!“

Wer hatte das erste Lichtbildtheater?

Von Paul Schlenzka (Bremen).

Niemand anders als die „Comanches“ und „Cherokees“, die ihre auf den östgetränkten Felsen von No-He-Go-Mah gemalten Bilder des Nachts fladern sahen“, behauptet ein Amerikaner, Phil Fox, in einer amerikanischen Fachzeitschrift, und zwar meint er „No-He-Go-Mah“, den Platz der bemalten Felsen, der heute noch existiert und als eine große Sehenswürdigkeit für Fremde gilt.

Dieses erste Lichtbildtheater in Amerika — es bestand schon lange Jahre, ehe noch die Sonnenstrahlen auf den blanten Sämerlinsen des La Salle und seiner tapferen Truppe funkelten, als er die wilden südwestlichen Gewässer erlorichte — ist heute noch in Texas zu sehen. Vor einem riesigen Amphitheater befindet sich dort die größte Lichtbildwand der Welt, und dort tanzen und heulten einst, zwischen dem Aufklagen und Dunkelwerden der Bilder, die wilden Horden der fanatisch bemalten „Comanche“ und „Cherokee“-Indianer, wenn sie, mit Stalps beladen, von ihren blutigen Raubzügen heimgekehrt waren.

„No-He-Go-Mah“, der Platz der bemalten Felsen, ist das älteste Lichtbildtheater der Welt und vielleicht auch das einzige, in dem die Bilder auf natürlichem Wege zustande kommen. Es liegt am Pain-Rock in der Comanche-Provinz des Staates Texas, und wie die Legende der Stadt erzählt, haben sich dort seit unzähligen Jahren alle möglichen Indianerstämme vor den großen, durch innere Verbrennung immerwährend leuchtenden und glühenden Schieferartigen Felsen zu ihren Festlichkeiten versammelt.

Die Flammen des brennenden Schiefers gestalten die lechsbemalten Bildhauerarbeiten der Indianer zu einem schauerlichen Relief. Der hochgradig scharfgegriffene Schiefer ist höchstwahrscheinlich vor Jahren einmal durch Blitzschlag angezündet worden und glüht und raucht seitdem unausgesetzt; zeitweilig schlagen sogar die hellen Flammen in unmittelbarer Nähe der Bilder hervor. Während der regnerischen Jahreszeit ist nur ein schwaches Glühen zu sehen, in den Sommernächten dagegen winden und bewegen sich die roh gefertigten Bilder auf schauerliche Weise im Scheine heller Flammen.

Eine nähere Betrachtung der Bilder zeigt uns zuerst zwei große, mühselig in dem Felsen eingravierte Hände, die sich im Scheine der flackernden Flammen krampfhaft nach dem Zuschauer ausstrecken und nach ihm zu greifen scheinen. Ein zweites Bild stellt einen Reiter dar auf einem Tier, das mehr dem „Buffalo“ als dem „Mustang“ ähnlich sieht, und das steigt und springt je nach dem Spiel des Windes mit den Flammen. Ein mächtiges Bild der Sonne glüht und wirft helle Strahlen, wenn es vom Flammenschein getroffen wird. Sogar der Mond ist sorgsam und mit großer Kunst darzustellen.

Und dann kommen Bilder einer neueren Periode, von Indianern gefertigt, die von weiten Streifzügen aus Nordwesten herunter kamen; denn das nächste Bild zeigt eine Kirche, deren Kreuz weithinaus leuchtet. Dann kommt ein Bild, das wahrscheinlich ein Schiff darstellen soll, unter dem das Wasser bald wild tobt, bald leise zittert. Die anderen Bilder sind undeutliche und grobe Verzierungen.

Die ersten Anwohner in der Comanche-Provinz haben es von ihren Urgroßvätern, daß der Platz der bemalten Felsen einst eine heilige Stätte der Indianer gewesen, die bei Todesstrafe von den „Bleichgesichtern“ nicht betreten werden durfte. Später kamen die Kuttenträger aus Alt-Mexico und versuchten die Teufel auszutreiben, die, wie sie behaupteten, in den Felsen wohnen und ihre Täuflinge wieder vom wahren Glauben abtrünnig machten. Sie machten dann auch einen anstrengenden Versuch, die Flammteufel mit Sand und Wasser zu erlösen, worauf die Indianer ihre wilden Tänze einstellten. Kurz darauf aber brachen die Flammen wieder hervor, und logelich fingen die Stalp-Tänze mit ungeminderter Energie wieder an.

Gleich nach den ersten Stunden in Texas strömte das Volk aus aller Herren Ländern herbei, und als es bekannt wurde, daß die Umgegend von Vaini Rock reich an Mineralien sei, zog alles nach dort.

Heute wird das Amphitheater der ersten Lichtbildbühne, eine riesengroße Kalenflade, auf der einst Täuflinge von Zuchquern gesehen haben, durch unzählige Bohrtürme entheiligt. Meilenweit im Umkreise ist jedes Stöckchen Erde zum Bohren von Öl verpachtet. Ein Bohrtisch weilt seit einiger Zeit Gas, während andere Lohrer kleinere Mengen Öl geben.

Trotzdem aber sind bis heute noch nicht die Flammen des ersten Lichtbildtheaters erloschen.



Mehr einjährige Sommerblumen.

Man sollte meinen, daß gerade die anspruchlosesten Sommerblumen beliebt und verbreitet wären. Das ist jedoch nicht der Fall. Aitern, Leploien, Ballamine, Nelken, Petunien, Verbänen und Zinnien verlangen Anzucht unter Glas oder Dach in geschützten Räumen und sind trotzdem volkstümlicher als viele bedürfnislosere Gewächse, die aber heute kaum der Fachmann noch kennt. Unsere Eltern und Voreltern erfreuten sich an ihnen, aber die Mode schob sie beiseite. Der gesamte Gartenbau hat zweifellos gewaltige Fortschritte in den letzten Jahrzehnten gemacht, aber die Mode, unter deren Einfluß gerade der Liebhabergartenbau in hohem Maße steht, gefällt sich in Übertreibungen. Bald wird diese, bald jene Pflanzengruppe auf den Schild gehoben. Auf die Mode der Teppichbeete folgte die der Blütenpflanzen in lebhaften Farben und die Stauden drängten die einjährigen Sommerblumen bis auf wenige Klassen zurück. Für die vernachlässigten Schönheiten steht sich jetzt Kurt Geisler in der „Gartenflora“, der Zeitschrift der Deutschen Gartenbau-Gesellschaft, mit wertvollen Hinweisen über ihre Verwendung ein.

Zu Unrecht betrachtet man die Sommerblumen ausschließlich als Pflanzen für Massenverwendung auf Beeten und Rabatten. In gemischten Gruppen, sowohl mit krautartigen Gewächshauspflanzen wie auch mit Stauden zusammen, wirken viele Arten vorzüglich. In gemischten Staudenanordnungen ist es oft geradezu unmöglich, ohne Zwischenpflanzung von Sommerblumen den Beeten den ganzen Sommer über ein gefälliges, lauberes Aussehen zu geben. Denn die meisten Stauden sind entweder Frühjahrsblumen, oder ihr Flor fällt in die ersten Sommermonate. Auch in Felspartien und alpinen Anlagen entziehen häufig Lüden, zu deren Ausfüllung uns gewisse Sommergewächse ein wertvolles Material bieten. Selbst in Verbindung mit Gehölzen, namentlich Rosen, lassen sich Sommergewächse vorteilhaft verwenden. Der Liebhaber sollte sie für diesen Zweck mehr heranziehen, nur dürfen nicht etwa alle Gehölz- oder Staudengruppen eines kleinen Hausgartens mit Sommerblumen eingefaßt und unterpflanzt werden. Dies würde wieder eintönig und unruhig wirken. Oft sind Sommerblumen willkommene Lüdenfüller. Es kann z. B. der Fall eintreten, daß in einer vor kurzem gepflanzten fertigestellten Anlage im Sommer plötzlich Gehölze absterben. Diese Lüden lassen sich mit etwas anderem als mit Zwiebelgewächsen oder hohen einjährigen Gewächsen überhaupt nicht ausfüllen, überall wertvolle Topfgewächse hinzupflanzen ist zu kostspielig oder mit Rücksicht auf Boden und Lage oft nicht anständig. Hiermit kommen wir zu einer weiteren Verwendungsmöglichkeit. Gärtner und Laien wissen vielfach gar nicht, daß es derart schnellwüchsige hochwachsende „Einjährige“ gibt. Der sogenannte „Brennende Busch“ ist eine solche Pflanze. Es gibt aber noch viele ähnliche. Hohes Löwenmaul, Kriechhanf, einjährige Malven, Wunderblume, Solanen und von Hiergräsern Mais, Coix, Fennikellum, Setaria usw. sind solche Füllpflanzen. Sommerblumen finden im Garten vielseitigste Verwendung als Einfassung ganzer Beete, als geschlossene Blüten- oder Blattpflanzengruppen, selbst als Einzelpflanze.

Auch einseitlich in einer bestimmten Farbe werden Sommergewächse lange nicht so häufig verwendet, als sie es verdienen. Das Haupthindernis ist hier teils falsche Sparsamkeit beim Samenkauf, teils Unkenntnis. Viele wissen gar nicht, welche prächtige Farben in den Hauptklassen der Sommergewächse vorhanden sind. Wo haben wir bei den krautartigen Gewächshauspflanzen solche prächtige Schattierungen von Rotrot, Orange, Scharlach oder Dunkelpurpur wie bei dem Löwenmaul oder den Zinnien, wo das zarte Lilä der Scabiosa „Die Fee“, wo das dunkle Samtbraun der Tagetes? Dies sind nur einige Beispiele. Betrachten wir ferner das Farbenpiel in den Blumen der Hedwigsnellen, Trometersung, Schizanthus oder wie es die einfach blühenden Tagetesorten oder manche Mohnarten bieten, so ist es gewiß nicht zuviel gesagt, daß in bezug auf Farben und Formen die Sommerblumen die in der Anzucht teurerer Gruppenpflanzen von der Art der Belargonien, Salvien, Calceolarien, Begonien usw. bei weitem übertreffen. Dazu kommt noch eine reichliche Auswahl einjähriger Blattpflanzen, wie Amaranthus, Centaurea, Solanum, Ricinus usw. Damit aber alle diese Schönheiten zur Geltung kommen, ist es notwendig, daß mehr als bisher Sommerblumen in bestimmten ausgewählten Farben verwendet werden.

Schädlingsbekämpfung im Garten- und Kleingartenbau.

Der Verein für Kleingartenbau schreibt uns: Von manchen Laien wurden in diesem Jahre den Samenhandlungen Vorwürfe wegen schlechten Saatgutes gemacht, als die Kohlpflanzen nicht wünschenswert gediehen. Daß die Ursache eine andere war, möge aus nachstehenden Zeilen, die Herr Prof. Lüfner, Geisenheim, in den „Geisenheimer Mitteilungen“ vom September d. J. veröffentlicht, ersehen wer-

den. Er schreibt dafelbst unter der Überschrift: „Herzenlose Kohlpflanzen“. An den Kohlpflanzen tritt in diesem Jahre vielerorts eine Krankheit auf, die sich dadurch bemerkbar macht, daß die Pflanzen, wenn sie eine gewisse Größe erreicht haben, sich nicht mehr weiter entwickeln. Stellenweise zeigen fast alle Pflanzen diese Erscheinung. Der Schaden ist also ein sehr beträchtlicher. Bei genauer Betrachtung erkennt man, daß die Blattstiele an ihrer Anstakstelle und der Stengel unter dieser angeschwollen sind. Besonders auffallend ist aber, daß den Pflanzen das Herz entweder gänzlich fehlt oder nur schwach und kümmerlich ausgebildet ist. An seiner Stelle oder in der Umgebung der kümmerlichen Herzen ist das oberflächliche Gewebe verkorrt und schwarzbraun gefärbt. Häufig stellt sich an den Herzen auch eine Fäulnis ein, an der sie zugrunde gehen. Solche Pflanzen schließen sich nicht und bilden keine Köpfe, sie sind also wertlos.

Die Krankheit trägt den Namen Drehkrankheit oder Drehberigkeit. Verursacht wird sie von der Larve einer kleinen Gallmücke namens *Contarinia torquans*. Die Mücke ist nur 1,5–1,75 Millimeter groß und bräunlichgelb gefärbt. Sie legt eine Anzahl Eier an die Herzen der jungen Kohlpflanzen. Die daraus hervorgehenden Larven sind gelblichweiß gefärbt und 2 Millimeter lang. Sie leben in den Blattadern und zwischen den Herzblättern und ernähren sich durch Saftsaugen. Unter ihrem Einfluß verdicken sich die Blattstiele an ihrer Anstakstelle und die Herzen sterben ab und vertrocknen oder verfaulen. Die Verpuppung der Larve erfolgt in der Erde. Während des Sommers treten mehrere Generationen auf.

Zur Bekämpfung wird empfohlen, bereits vor dem Auftreten der Mücke, also vorbeugend, die Pflanzen mit Tabakstaub zu bestreuen oder mit Tabakextrakt (1,5 Kilogramm auf 100 Liter Wasser) zu besprühen.

Rat und Anregung.

Die Kaninchenzucht hat während des Krieges und nach dem Kriege unübertreulich an Ausdehnung gewonnen. Gelegenheit zum Betrieb dieser Zucht ist wohl auch überall gegeben, kann aber nur dort mit Nutzen betrieben werden, wo auf einer Garten- oder auch kleinen Ackerfläche ein großer Teil des benötigten Futters angebaut werden kann. Darum wird dieser Zucht in den Vororten größerer Städte, in kleinen Städten und auf dem flachen Lande in erster Reihe das Wort zu reden sein und dürfte sich vor allem auch für sogenannte „Heimstätten“ eignen. Anmengen von Fleisch lassen sich hier für die Bevölkerung schaffen, aber auch die Felleiszeugung könnte von großer Bedeutung werden. Erhebliche Werte werden schon jetzt dem Volkspfermögen erhalten. Dazu kommt, daß zum Betriebe der Kaninchenzucht größere Mittel nicht notwendig sind; sie ist zudem unter allen Kleintierzuchten die einträglichste und am leichtesten zu betreiben und kann jedem, bei dem obige Vorbedingungen vorhanden sind und der sich nach einer lohnenden Nebenbeschäftigung sehnt, nur dringend angeraten werden.

Schutz vor Fäulnis. Um Zaun- und Baumstämme, Giebel und andere der Feuchtigkeit ausgelegte Holzteile vor Fäulnis zu schützen, tauche man sie zuerst in eine etwa 500 Teile enthaltene Lösung von Eisenvitriol und nach dem Trocknen in eine heiße Lösung von Wasserglas. Es entsteht eine unlösliche Verbindung, welche in der inneren Schicht des Holzes alle Poren ausfüllt und das Eindringen der Feuchtigkeit verhindert.

Neue Bücher:

„Der Kleingarten.“ Von Gartenbauinspektor Carl Rimann. Wissenschaft und Bildung Nr. 199. (Verlag von Quelle u. Neher in Leipzig.) In dem vorliegenden kurz gefaßten, leicht verständlichen und übersichtlichen Buch wird alles Wissenswerte für die Anlage, Pflege und Bewirtschaftung des Klein- oder Siedlergartens vermittelt. An Hand zahlreicher Bilder wird behandelt: die Ertragsanlage, Ausgestaltung, Anpflanzung von Obst, Gemüse, Blumen und Sträuchern, Düngungs-, Bewässerungs- und Bearbeitungsfragen des Bodens, Vorbeugung und Vertilgung aller Schädlinge. All das ist so geschrieben, daß sowohl der Anfänger als auch der Vorgesessene im Kleingartenbau hier ein willkommenes Handbuch und Nachschlagebrevier erhält, ohne daß erwiderrende wissenschaftliche Auslegungen das Wissenswerte beläten.

„Zimmer- und Balkonpflanzen.“ Von Gartenbaudirektor B. Dannenberg. Wissenschaft und Bildung Nr. 58. (Verlag von Quelle u. Neher in Leipzig.) Wer wissen will, wie er seine Pflanzensiebinger zu behandeln hat, wird keinen besseren Ratgeber finden. Denn alle darin enthaltenen Kultur-anweisungen sind mit einer solchen peinlichen Sorgfalt zusammengestellt, so aus dem Boiken der Praxis nur das Allerwichtigste ausgewählt, daß man von der ersten Zeile an das Vertrauen verspürt; das faßt man zu versuchen, das muß dir gelingen. Dannenberg gibt Anweisung über Aufstellen, Pflanzen, Düngen, Begießen, Vermehren, Treiben, Verhüten und Heilen von Krankheiten und die Kultur der wichtigsten Zimmer- und Balkonpflanzen.